

# Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **158 (1879)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373739>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





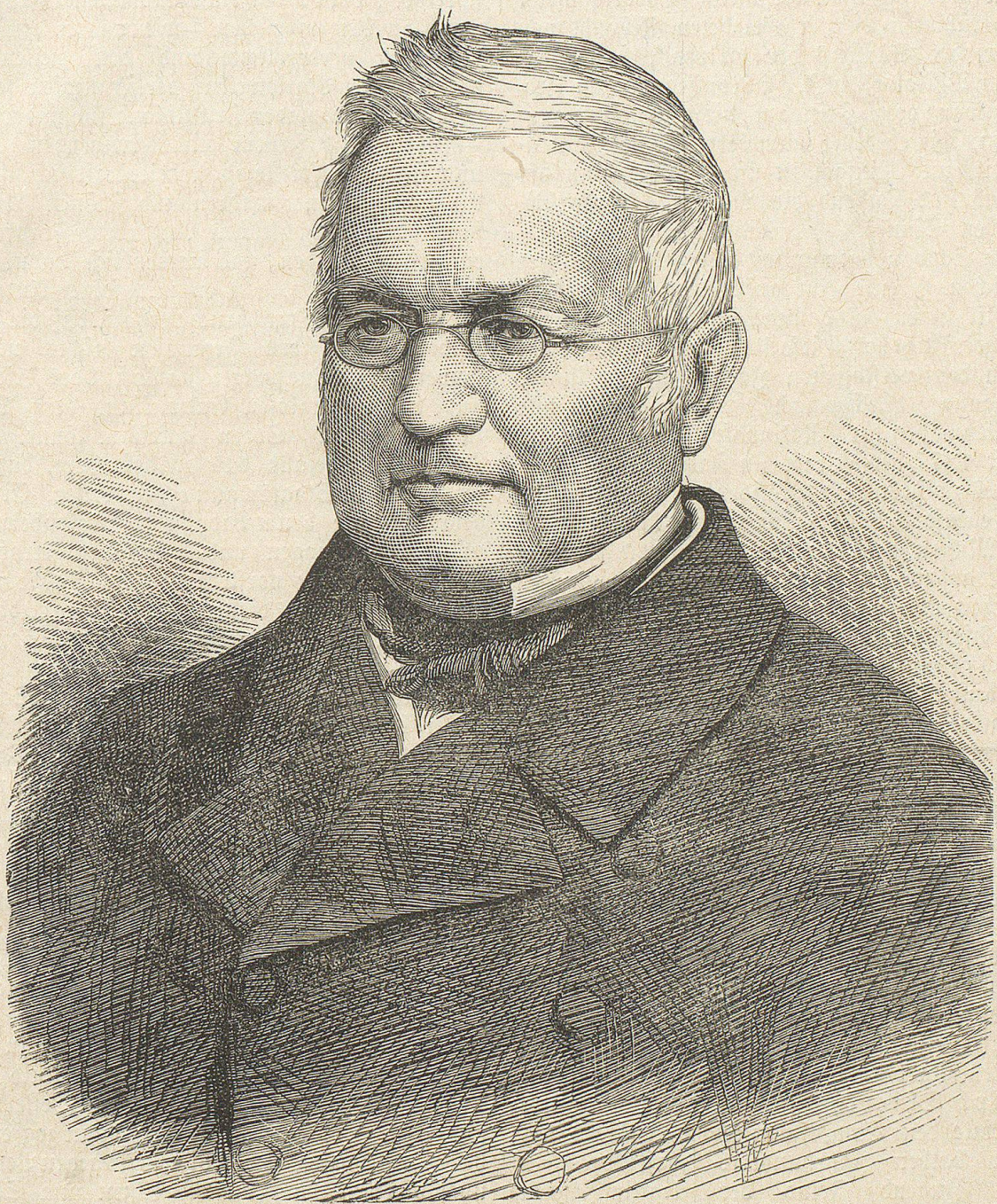
## Des Kalendermanns Weltumschau.

Der Kalendermann beginnt altem Brauch gemäß auch seine diesjährige Weltumschau mit dem Schweiz-land, wenn gleich er aus demselben über das verfloffene Jahr von keinen besondern Ereignissen zu erzählen hat. Es lag auf den Gemüthern Land auf Land ab eine schwere Last, woran einerseits die Verminderung des Verdienstes in allen industriellen Zweigen, und anderseits die politische Zerfahrenheit und die fortgesetzte Eisenbahnkrisis die Schuld zu tragen scheint. Zunächst soll nun den Bundesfinanzen durch eine allgemeine Erhöhung der eidgen. Zölle eine Erfrischung gebracht werden, welche sie in der That auch sehr nöthig haben. Ist ja doch im Herbst 1877 das Militärsteuergesetz in zweiter Auflage vom Volke verworfen worden und verlangt man vom Bunde von links und rechts Geld, während Niemand ihm etwas gönnen will. Ohne neue Einnahmen können wir unser Wehrwesen nicht kräftigen und schlagen überdieß jedes Jahr ein paar Millionen zurück: welcher aufrechte Mann würde in seinem eignen Haushalte Solchem müßig zuschauen? Das Schweizervolk darf diesem Niedergang nicht länger werklos gegenüberstehen; es muß zur Hülfe eilen, bevor ein Unglück geschieht, sonst wär's dann am Ende zu spät. — Die einzige politische Errungenschaft des letzten Jahres, über deren Werth bald nicht mehr so viel Hader sein wird, wie es bei deren Einführung der Fall war, ist das Fabrikgesetz, das am 21. Oktober 1877 mit kleiner Mehrheit vom Volke angenommen worden ist. Sonst haben sich die Räthe und die Zeitungen fast nur mit den Eisenbahnen beschäftigt. Die Nationalbahn ist in den Konkurs gekommen, die Nordostbahn hat ihre ganze Rettung an einen Nagel gehängt, über dessen Haltbarkeit das Bundesgericht, wenn dieser Kalender unter die Leser kommt, schon entschieden haben wird, und die Gotthardbahn, daß Gott erbarm, diese erst ist zum rechten Zankapfel geworden. Schon drei Jahre zieht sich nun

die Hülflosigkeit dieses mächtigen Unternehmens dahin, und wenn man es nun auch auf Konferenzen und Kommissionen soweit gebracht hat, daß Deutschland und Italien jedes weitere 10 Millionen Franken beizusteuern versprochen haben, so soll eben die Schweiz auch 8 Millionen geben und wer soll diese bezahlen? In dem Augenblick, wo der Kalendermann dieses schreibt, will man noch einmal probiren, ob der Bund und die Kantone gemeinsam diese Subvention aufbringen wollen, und da kennt der Appenzeller, wenn es zur Abstimmung kommen sollte, nur Ein Gebot: wenn er auch kein Gotthardmann ist, so liebt er doch seine Miteidgenossen zu sehr, als daß er zu verderblichem Zwist das Kleinste beitragen möchte. Er schlägt sich zu Denen, welche freundeidgenössischen Rath versuchen und im Uebrigen der Zukunft ein felsenfestes Vertrauen entgegen bringen.

In den Kantonen ist während des verflossenen Jahres wenig Bemerkenswerthes vorgefallen. In Bern haben sie eine längst abgewirthschaftete Regierung mit Schimpf und Schande verjagt; in Zürich sind zur Abwechslung anstatt der Winterthurer die Demokraten beschränkteren Sinnes an's Ruder gekommen, und im Tessin haben die beiden Landestheile den alten Streit um die Hauptstadt dadurch geschlichtet, daß sie Vellenz zum ständigen Regierungssitz erkoren. In St. Gallen verstarb der biedere Staatsanwalt und Ständerath Real, in Zürich der alte Bürgermeister Zehnder und der Jungdemokrat Sieber, der Schwärmer für die Hebung weniger der Schule, als der Schullehrer. — Allgemeines Mitleid erregte das Brandunglück von Airolo, woselbst am 17. Septbr. 1877 drei Vierteltheile verbrannten und 2000 Einwohner, meistens Arbeiter am Gotthardtunnel, obdachlos wurden. In Erinnerung an die schönen Tage, wo der eidgenössische Brudersinn so seltene Triumphe feierte und wo die ganze Schweiz für Glarus und früher einmal für die Walliser zusammensteuerte, trat auch diesmal die Hülfsgesellschaft auf und sammelte wenigstens an die 50,000 Franken für die Brandbeschädigten. Im Juni 1878 wiederholten sich dann in kleinerm Maßstabe die Ueberschwemmungen von 1876 und





Adolph Thiers.

Geb. den 16. April 1797. — Gest. den 3. September 1877.



setzten die Dammbauten auf eine Probe, die sie nicht überall glücklich bestanden. — Dann hatten wir die hundertjährige Todestagsfeier des berühmten Berner Gelehrten Albrecht von Haller, des Sängers der „Alpen“, sowie des Genfer Philosophen J. J. Rousseau. Im Uebrigen war vom Festleben nicht soviel zu vermerken, wie ehemals; man kehrt zurück zur Einfachheit, und Einfachheit ist die Freundin der Tugend und Tugend die Mutter des republikanischen Sinnes.

Die Schweiz hat nun seit acht Jahren an ihrer westlichen Grenze eine aufstrebende Schwesterrepublik, deren Fundament sich Jahr um Jahr mehr gekräftigt hat. Diese Republik, Frankreich, hat in den verflossenen Jahren manche innere Bewegung durchgemacht, deren gefährlichste die Neuwahl der Nationalversammlung im Herbst 1877 gewesen ist. In Folge andauernden Zwistes zwischen dem Präsidenten der Republik, dem ebenso rechthaberischen wie beschränkten Mac Mahon, und den Repräsentanten des Volkes, war die Volksvertretung, welche in ihrer Mehrheit aus Anhängern der Republik bestand, im Hochsommer aufgelöst worden, und die monarchistisch gesinnten Minister strengten sich mit dem Präsidenten um die Wette an, daß eine ihnen geneigtere Kammer gewählt werden möge. Doch vergeblich: wenigstens so republikanisch wie die abgetretene erstand den Volksmahlen die neue Nationalversammlung und seitdem haben die Feinde der Republik ihre Wühlereien einigermassen bleiben lassen. In Gefahr schwebt sie freilich immer noch, diese Republik, aber sie hat sich gestärkt und wird eher als vordem im Stande sein, allerhand Krankheiten, die ihrer warten mögen, siegreich zu bestehen. — Fast zu gleicher Zeit, als die Volksmahlen in glänzender Weise das republikanische System bestätigten, starb in Frankreich der achtzigjährige Adolph Thiers, dessen innere und äußere Schicksale den Gang Frankreichs während des letzten halben Jahrhunderts darstellen. In seiner Jugend Feind der legitimistischen Bourbonen, dann Anhänger des Bürgerkönigthums der Orleans, dann Feind der Napoleoniden, wurde er — ein seltenes Beispiel jugendlichen Sinnes in greisem Alter — in seinen letzten Lebensjahren warmer Anhänger der Re-

publik. Er war ein einäugiger Politiker, ein glänzender Redner, ein schwungvoller Geschichtsschreiber und in Allem ein vollkommener Franzose. Reich an Widersprüchen — wie er z. B. den alten Napoleon verherrlichte und den neuen bekämpfte, den Nationalhaß der Franzosen schürte und dem Krieg wider Deutschland sich widersetzte, — hat er mit seinem nimmerruhenden Geist und seiner beispiellosen Arbeitskraft sich schließlich doch zu einer wahren und schönen Auffassung der geschichtlichen Aufgaben Frankreichs emporgeschwungen und namentlich dadurch segensreich gewirkt, daß er mit seiner Autorität der Ansicht zum Durchbruch verhalf, daß die steten Revolutionen den Franzosen nichts nützen, sondern einzig eine fortgesetzte Politik des Friedens und der sprunghaften Entwicklung dem Lande zu bleibendem Segen gereichen könne. Dem Appenzeller gefällt das insbesondere, daß ein französischer Staatsmann es zu dieser Einsicht gebracht hat; drum hat ihn der Kalendermann zu Ehren gezogen und sein wohlgetroffenes Bildniß auf der vorstehenden Seite abgedruckt. Zur Darstellung dieser Politik der friedlichen Entwicklung hat Frankreich für den Sommer 1878 eine Weltausstellung in Szene gesetzt und alle Welt zu sich eingeladen. Die Schriftsteller hielten in Paris einen Kongreß, ebenso verschiedene Zweige der Wissenschaft, und Frankreich rühmte sich, in Paris die Hauptstadt, wenn auch nicht mehr der Diplomaten, so doch der Künste des Friedens zu besitzen.

Italien hat seinen ersten König verloren: am 9. Januar ist Viktor Emanuel gestorben, dem ein gütiges Geschick das beschwerliche Herrscherleben mit Rosen geschmückt und die dornenvolle Bahn mit leicht verdienten Lorbeeren bestreut hat. Als König von Sardinien begann der kleine braune Mann mit dem mächtigen Schnurrbart, dessen Bild hier nebenan steht, den Krieg gegen Oesterreich, und Frankreich siegte für ihn; dann zog er ein paar Jahre später von Florenz aus gegen Venedig und diesmal half ihm Preußen zum Siege; endlich verlegte er wieder ein paar Jahre später seine Hauptstadt, unter dem Einfluß des Sieges von Deutschland über Frankreich, nach Rom und erfüllte so den langgenährten Traum der italienischen Patrioten vom einigen Italien mit



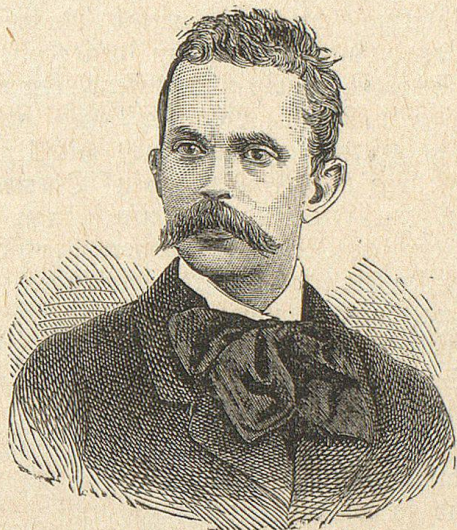
der alten Hauptstadt am Tiberstrom. Wie der Leser hier zur Seite sieht, ist sein Nachfolger, König Humbert I., ein junger hübscher Mann, der mit gutem Willen in die Fußstapfen



Viktor Emanuel II.

seines Vaters tritt und seinem Lande nicht zur Un-  
ehre gereichen wird. Humbert ist gut gebildet, mit  
dem deutschen Kaiserhause durch seine Heirath  
enge verwandt, und es geht ihm der Ruf eines  
edelgesinnten, freisinnigen  
Mannes voran. Wenn er das  
Versprechen, das hierin liegt,  
wahr machen will, so kann  
er dem Lande so segensreich  
werden wie sein Vater, nur  
suche er die Vorbeeren in der  
innern Politik und befreie  
sein Königreich von Unwissen-  
heit, Steuerdruck und hochge-  
borenem Schmarozkerthum! —  
Rom hat vier Wochen nach  
dem Tode seines weltlichen  
Königs noch einen andern  
Todesfall erlebt, der alters-  
schwach gewordene P a p s t  
P i u s ist am 7. Februar zu  
seinen Vätern heimgegangen  
und an seine Stelle trat,  
als Leo XIII., der siebenzigjährige Kardinal Pecci.  
Auch von diesem kann der Kalendermann heuer  
noch nichts berichten. Leo XIII. hat sich zwar in  
die Geschichte gleich die ersten Tage durch einen  
winzigen Skandal mit seinen Schweizergardisten

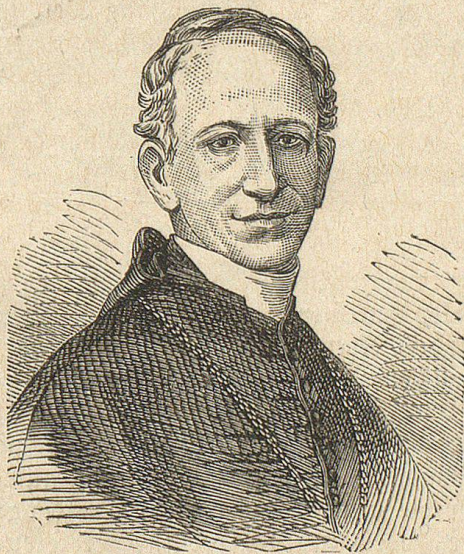
eingeführt, daneben hat er aber auch gegen  
die europäischen Potentaten sammt und sonders  
eine freundliche Sprache angehoben, mit Deutsch-  
land insbesondre hat er im August einen ver-



König Humbert I.

söhnenden Ausgleich angeknüpft und hat auch  
der Schweiz ein gnädiges Wörtchen gegönnt.

Das deutsche Reich hat weder seinen greisen  
Kaiser noch seinen willensstarken Reichskanzler  
verloren und doch kann dieser  
Staat nicht mit den freu-  
digsten Blicken auf das ver-  
flossene Jahr zurück schauen.  
Zwar verstrich die Zeit daselbst  
ohne großen Wellenschlag,  
und waren Volk und Herrscher  
in Folge der wirthschaftlichen  
Krisis genug mit sich selbst  
beschäftigt; bis dann mit einem  
Mal ein paar Wochen kamen,  
welche eine ganze Schale über-  
irdischen Zornes über das  
deutsche Land auszugießen  
schiene. Zunächst am 11.  
Mai fand das Attentat des  
verkommenen Handwerksbur-  
schen Hödel auf den Kaiser  
Wilhelm statt, wobei die  
Kugel fehlte. Dann am letzten Maitag versank  
an der englischen Küste, eines der schönsten Pan-  
zerschiffe Deutschlands, der „Kurfürst“, von  
seinem Bruderschiff „Wilhelm“ durchbohrt, in  
die See, — die Leser finden auf der folgenden



Papst Leo XIII.



Seite ein anschauliches Bildchen dieser Katastrophe, wo von 500 Mann wenigstens 300 den Tod in den Wellen fanden — und endlich am 2. Juni fand sich ein zweiter Attentäter, der Dr. Nobiling, welcher Sonntag Nachmittags unter den Linden in Berlin den Kaiser mit einem Schrotschuß nicht unbedeutend verwundete. Darob, mit Recht, Land auf und ab eine gewaltige Entrüstung und (dies mit Unrecht) es erhielten die Konservativen Oberwasser: was in den regierenden Kreisen längst unter einer liberalen Decke geschlummert, brach hervor und die Reaktion feierte ihre Triumphe. Gegen die Sozialdemokraten ward die Parole gerichtet, aber: „den Sack schlägt man, den Esel meint man“, — der Kampf sollte eigentlich den Nationalliberalen gelten, und so ward am 11. Juni der unschuldige Reichstag mit seiner nationalliberalen Mehrheit aufgelöst. Bereits ist nun wieder eine neue Volksvertretung gewählt worden und zur Ehre des deutschen Volkes hat sie gegenüber der alten nicht viel Veränderungen aufzuweisen. Die hunderte von Majestätsbeleidigungsprozessen aber werden nach und nach zerfließen, wie im Menschengemüth eine Zorneswallung zerfließt. Möge von dem Aufschrei nationaler Entrüstung über die Attentäter nur das Gesunde bleiben, die Liebe zum einigen Vaterland und zur rechtsbeschützten Freiheit, welche den Meuchelmörder entwaffnet und den Aposteln der Revolution das Wort im Munde ersterben macht.

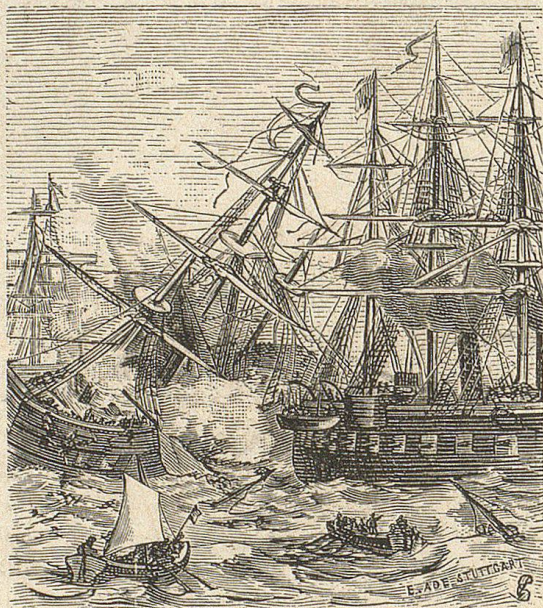
Bevor nun der Kalendermann die gewaltigsten Ereignisse des letzten Jahres vorbeiziehen läßt und vom Kriege auf der Balkanhalbinsel spricht, will er seiner Weltumschau gleich noch beifügen, was er von dem fernen Westen und Osten zu sagen hat. Indien und China wurden von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht, wobei mehrere Millionen Menschen umgekomen

sein sollen. Aus Süd- und Zentralamerika kamen die Nachrichten von verwüstenden Erdbeben bei Lima und auf Kuba und der Zerstörung Venezuelas, wo 600 Menschenleben in wenig Minuten elendiglich verloren gegangen sind. Daneben eröffnen die immer noch sich mehrenden Aufdeckungen von Ländereien, denen der europäische Handel und die europäische Kultur bis hin fremd geblieben sind, der menschlichen Thätigkeit ungeahnte Felder. Besonders glänzend lauteten in diesem Jahre die Berichte des Engländers Stanley, welcher mit ein paar Kompagnien schwarzer Truppen durch

die Länder der menschenfressenden Kannibalen von der Ostküste Afrika's bis an die Westküste vorgezogen ist. Bereits rüstet England seine kühnsten Pioniere und, vielleicht ehe ein Jahrzehnd verflossen ist, wälzt sich die Kolonie der Kulturbegründer schon von den Küsten den Riesenströmen entlang aufwärts und erschließt der begabtesten Menschenrasse neue Felder zur Bethätigung ihrer unermüdlchen Energie!

Inzwischen hat der Krieg in Europa, von dessen Beginn der Kalendermann bereits in

der letztjährigen Weltumschau erzählen mußte, für einmal seinen Abschluß gefunden und die Diplomaten reiben sich ob ihrem feinen Spiel die Hände, indeß die Krieger unter der Erde modern oder, so gut es ihre Armuth erlaubt, ihre Wunden pflegen. — Der Riesenkampf zwischen dem allmächtigen Rußland und der zerrissenen Türkei nahm einen sonderbaren Verlauf, der für die Freunde auf der einen wie auf der andern Seite die Stunden der Hoffnung und der Gedrücktheit ziemlich billig vertheilte, bis zuletzt die Waagschale der Türken, alles Glückes beraubt, leicht wie eine Seifenblase in die Höhe schnellte und Rußland den Sieg sich definitiv zu sichern vermochte. Zunächst rückten Ende



Untergang des „Kurfürst“.



Juni die Russen bei Sistowa und Simniza über die Donau und trieben die zerstreuten türkischen Streitkräfte auseinander, wie ein in weiches Holz geschlagener Eisenkeil. In ein paar Wochen war die russische Kavallerie unter Gurko's Führung bis an den Balkan vorgezogen und, erschreckt, glaubte Europa schon das ganze Türkenland in den Händen der Moskowiter, als sich zur Seite der russischen Angriffskolonne ein Kampf entspann, der dem Kriege vor der Hand noch eine andere Wendung gab. Der Führer des linken Flügels der türkischen Armee, Osman Pascha, dessen Bild sich der Kalendermann ebenfalls verschafft hat, war den Russen in die Flanke gefallen und als der General Krüdener ihn leichten Streiches schachmatt setzen wollte, wandte sich das Blättchen und die Türken erfochten einen ersten, glänzenden Sieg. Von nun an ward Plewna, vor dessen Mauern diese Schlacht geschlagen worden, das eigentliche Lösungswort des ganzen Feldzuges und Osman Pascha der Held des Krieges. Osman Pascha, über dessen Abkunft die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet wurden, war bis hin nichts anderes gewesen, als ein geborener Türke, der sich zum Offizier herangebildet und in dem Krieg gegen die Serben den ersten Ruhm geerntet hatte. Während Abdul Kerim, der anfängliche Oberführer der türkischen Armee, seine Unfähigkeit erwies und vor ein Kriegsgericht gestellt werden mußte, ging nun in Osman den Türken ein großer ungeahnter Hoffnungstern auf. Sofort gestaltete sich der ganze Kriegsplan der Türken gemäß der Stellung Osmans: Mehemed Ali sollte von Osten dem Feinde in die Flanke fallen und sich mit Osman vereinigen, und Suleiman Pascha erhielt die Aufgabe, im Centrum den Balkan wiederum den Feinden zu



Osman Pascha.

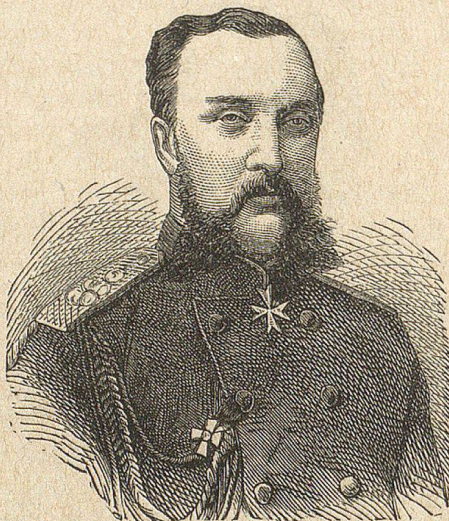
entreißen. Mit muselmännischem Angestüm ward diese Aufgabe erfaßt, aber nirgends so durchgeführt, wie es Osman gethan hatte. Monate verstrichen, ehe das Programm des neuen Feldzuges auch nur einen einzigen wesentlichen Schritt zur Vollendung erlebt hatte und inzwischen sammelte Rußland neue Kriegsschaaren, die rumänische Armee schloß sich mit Begeisterung den Gegnern der Türkei an, und gegen den Herbst waren die russischen Stellungen so gesichert, daß das Loos der Türken besiegelt schien. Nun freilich entfaltete Osman erst sein wahres Talent und seine großartige Energie. Fest blieb er auf seinen Feldbefestigungen bei Plewna stehen, alle die verzweifeltsten Sturmangriffe der Russen und Rumänen wiesen seine Truppen zurück und Rußland mußte sich entschließen, den langsamen Weg der Belagerung der Osman'schen Feldschanzen zu betreten. Anstatt der ungestümen Reiterführer berief man den Ingenieur-General Todleben vor Plewna und Anfangs November war Plewna nach den Plänen desselben eingeschlossen. Inzwischen waren die Türken nach anfänglichen Siegen im Kaukasus nicht minder unglücklich. Muktar wurde geschlagen und seine Armee bis Erzerum zurückgetrieben. Plewna freilich hielt sich zum Erstaunen der Belagerer immer noch. Nochmals gewann es für ein paar Tage den Anschein, als ob dem Osman Hülfe gebracht werden könne: Mehemed Ali lieferte den Russen bei Elena eine siegreiche Schlacht (4. Dez.); aber bis zu Osman vorzudringen vermochte er eben doch nicht und dieser, mit seiner vor Hunger und Kälte erschöpften Schaar, mußte sich schließlich zu einem letzten, verzweifeltten Schritte entschließen. Am 10. Dezember in der Morgenfrühe war es, als seine Kolonnen gegen Osten aus ihren Verschanzungen brachen. Im Sturm



eroberten sie die ihnen entgegenstehenden Befestigungen der Belagerer, aber die Uebermacht drängte von allen Seiten auf sie herein und nach sechsstündigem, blutigem Ringen, nachdem Osman selber verwundet worden war, erfolgte endlich die Uebergabe von Plewna. Jetzt erst erfuhr die erstaunte Welt, daß Plewna von nur etwas über dreißigtausend Kriegern gegen mehr als hunderttausend Gegner vertheidigt worden war und zollte dem gefangenen Helden um so mehr den schuldigen Tribut der Achtung. Osman gerieth zwar in Gefangenschaft, aber der Anführer der Russen, der Großfürst Nikolaus, dessen Bild der Leser hier sieht, ritt ihm selber entgegen, gab ihm den Degen zurück und reichte ihm, zum Zeichen der Hochachtung solcher Gegnerschaft, vor dem versammelten russischen Heere seine Rechte.

Mit dem Fall von Plewna begann eine Kette rasch sich abwickelnder Niederlagen der Türken. Serbien schloß sich den Russen an, am 3. Januar fiel Sofia, am 14. Januar wurde die türkische Armee am Schiplapafz gefangen genommen, am 20. Philippopol besetzt. Nichts schien die Russen am Einzug in Konstantinopel zu hindern, als zum letzten Mal eine Wendung der Dinge eintreten sollte: England, dessen Minister bisher unschlüssig hin und her gerathen hatten, ermannte sich und drohte, geleitet von dem energischen Beaconsfield, bei weiterm Vormarsch der Russen den Krieg zu beginnen. Zwar schlossen nun die Russen mit der Türkei rasch den Frieden von St. Stefano (3. März) ab, aber England erklärte, diesen Frieden nicht zu acceptiren, rüstete eine formidable Flotte und rief die indischen Regimenter nach Malta. Ein neuer schrecklicher Krieg drohte auszubrechen, bis es endlich der Vermittlung des deutschen Reichskanzlers Bismarck gelang, einen europäischen Kongreß nach Berlin zusammen zu berufen, welcher dann auch den Frieden durch eine erste Theilung der Türkei zu Stande brachte. Am 3. Juni trat der Kongreß zu-

sammen und hatte in drei Wochen sein Werk beendet. Nach dem Vertrag von Berlin verbleibt der Türkei ein etwas größerer Theil der Balkanhalbinsel, als nach dem Frieden von St. Stefano der Fall gewesen wäre; Bulgarien wird eine tributäre Provinz unter einem christlichen Gouverneur, Bosnien und die Herzegowina werden von Oesterreich besetzt. Rumänien wird selbstständig; Rußland wird durch beträchtlichen Ländergewinn am Kaukasus und durch Bessarabien entschädigt; England aber hat die Insel Cypren und ein Oberaufsichtsrecht über die ganze asiatische Türkei erworben. Wie lange freilich dieses Friedenswerk des Kongresses halten wird, ist eine andre Frage. Bereits hat Oesterreich erfahren, daß es noch ein weiter Schritt ist von der diplomatischen Erlaubniß einer Besetzung bis zur Vollziehung derselben und vielleicht, wenn dieser Kalender das neue Jahr antritt, kennen die Leser noch andre Beispiele von der Dauerhaftigkeit der in Berlin getroffenen Abmachungen. Vorderhand haben die österreichischen Divisionen in Bos-



Großfürst Nikolaus.

nien einen blutigen Widerstand angetroffen und es wird sich weisen, ob die fremde Truppe gegenüber den Insurgenten vermag, was die Türken selber oft vergeblich versuchten.

Dieser neueste Kongreß hat den zweifelhaften Ruf, welchen die europäischen Diplomatenzusammenkünfte bei den Freunden der wahren Volkswohlfahrt und des heiligen Völkerrechts von jeher genossen haben, hinlänglich bestätigt. Freilich muß der Kalendermann sich sagen, daß in unsern Tagen von einem solchen Kongreß nichts anderes zu erwarten war; die Zeit ist eben noch fern, wo ein europäisches Tribunal über allen Streit der Nationen den Richterspruch fällt und das Schwert der Gewalt in den Völkersehden mit der Waage der Gerechtigkeit vertauscht ist. Daß diese Zeit aber einstmals kommen möge, sei nichts desto weniger unsre Hoffnung und unsre Zuversicht auch im neuen Jahre!